



Abbildung von Bernard Schulze

12. Emil Barth (1900, Haan-1958, Düsseldorf)

Mohn

Zungenrede aller Lust der Welt - : ich höre

Dringender täglich des Mohns Botschaft.

Der Blüte Karnat

Brennt dem Vergessen entgegen.

Leise steigt aus dem Feuer

Die Urne auf,

Wächst aus dem Liebesmohn

Der nachtblaue Schlaf,

Tiefer denn alle

Träume.



Das Leben eines intellektuellen Außenseiters unter dem Druck des nationalsozialistischen Regimes kann nicht besser beschrieben werden als mit einem Satz Emil Barths, den er bereits schon im Juli 1940 formuliert, aber erst am 15.3.1945 in sein Tagebuch notiert: „Entweder man *bringt* sich zum Opfer – oder man *wird* geopfert.“ Diese Aporie, die darin besteht, „um jeden Preis leben zu wollen“, führt zu einem „Leben in Paradoxen“ (4.10.1943): Während Barth die neubezogene Wohnung renoviert, gehen von Tag zu Tag Wohnungen, Häuser und Städte in Schutt und Asche unter.

Besonders anschaulich ist hier das Leben Victor Klemperers, der als verfolgter jüdischer Intellektueller bereits im April 1933 in seinem Tagebuch festhält: „Ich glaube jetzt fasst, dass ich das Ende dieser Tyrannis nicht mehr erlebe.“ Trotz Amtsenthebung und Schikane lässt er dennoch für sich und seine Frau ein Haus bauen, ja, kauft sogar ein Automobil. Klemperer hält die Geschehnisse in bloßer Ansammlung fest, „will exaktes Zeugnis ablegen“ „bis zum letzten“. Zu einer von ihm selbst (wie er im November 1942 vermerkt) „gefeilten und geordneten Veröffentlichung seiner Diarien ist es nach Kriegende allerdings nicht gekommen, während Emil Barth und sein unbestrittenes Vorbild Ernst Jünger von vornherein die grundsätzlich literarische Form anstrebten.

Auf die Außenseiterrolle des Juden Victor Klemperers einzugehen, erübrigt sich von selbst. Worin bestand sie aber bei Emil Barth oder gar bei Ernst Jünger? Der Pazifist Emil Barth befand sich als „Wehruntauglicher“ und „Müßiggänger“, wie er sich selber einmal bezeichnet hat, nicht nur im Abseits, sondern sogar in Lebensgefahr. Trotz regelmäßiger Nachmusterungen hatten ihn glückliche Umstände, die im Tagebuch nachzulesen sind, vom Wehrdienst, vielleicht sogar vor grauenhaften Menschenversuchen, die, wie wir seit neuerem wissen, an Wehrdienstunfähigen unternommen wurden, bewahrt. Der Berufssoldat Ernst Jünger hat sein Tagebuch bis 1942, noch im gleichen Jahr, veröffentlicht, das der letzten Kriegsjahre allerdings erst 1948, ein Jahr nach Barths *Lemuria*. Nicht gänzlich geklärte Verstrickungen in den deutschen Widerstand, die unter anderem auf eine andere Auffassung vom Krieg beruhte („Das ist kein Krieg mehr“. 23.1.1945), eine in diesem Zusammenhang von ihm verfasste Friedenschrift, Hausdurchsuchungen sowie seine Versetzung in den Reservestand brachten ihn zunehmend ins Abseits und in Lebensgefahr. Ein Auffinden des Tagebuchs hätte allen drei Autoren zweifellos das Leben gekostet.

Je näher man sich „dem innersten Wirbel des Malstroms, dem fast gewissen Tod (Jünger) nähert, umso mehr sprechen Barth und Jünger vom „Lemurenwesen“. Barth gibt unter dem Datum des 22.1.1944 Aufschluss über die entsprechende Textstelle aus Goethes *Faust*. Zweiter Teil, der auch Titel und Motto seines Tagebuches entnommen sind: „Immer wieder kommt mir als furchtbar genaueste Beschreibung unserer weltgeschichtlichen Stunde jener Augenblick aus dem ‚Faust‘ in den Sinn, wo Mephisto, nachdem Faust erblindet ist, die Lemuren ruft, ihm das Grab zu schaufeln: wobei denn Faust in seiner tief symbolischen Blindheit den Klang der Spaten als ergötzliche Werk- und Zukunftsmusik seines großen Arbeitskollektivs zu vernehmen glaubt.“ Die aphoristisch zugespitzte und so gespreizt wirkende Beschreibung der Lemurenarbeit hat ihr Äquivalent im Tagebuch Jüngers, wo dieser ein angekündigtes Bombardement auf Paris wie folgt schildert: „Die Stadt mit ihren roten Türmen und Kuppeln lag in gewaltiger Schönheit, gleich einem Kelche, der zu tödlicher Befruchtung überflogen wird“ (27.5.1944), wobei die von Emil Barth ebenfalls erwarteten Kampfflugzeuge als „gewaltige Insekten“ bezeichnet werden. Paris übersteht den Lemurenüberfall zu Jüngers Freude „unversehrt“. Wenn auch andernorts tagtäglich „unermessliche, dem Abendland zugehörige Substanz“ (Barth) vernichtet wird, so bleibt

wenigstens „die Sprache bestehen, als Zauberschloss mit Türmen und Zinnen und mit uralten Gewölben und Gängen, die niemand je erforschen wird.“ Jünger (14.3.1943). Zu dieser Zeit vegetierten Immanuel Weißglas und Alfred Kittner in Transnistrien und es war eben diese Sprache, die ihnen Halt gab.

„Wer allerdings mit eigenen Augen gesehen hat wie die ersten Tempel in Brand gesteckt wurden, wie man heilige Schriften, Gebetsmäntel, Weihgeräte auf die Straße schleppte und besudelte, den kann das nicht überraschen, was heute vor sich geht.“ (21.1.1944) Gemeint ist der Tatbestand der „Reichskristallnacht“, in der zweifellos der Anfang mit der Zerstörung „wesentlichen Kulturgutes“ gemacht wurde. Auffällig ist, dass in der Aufzählung Menschen gar nicht vorkommen: die Synagogen waren aber zum Zeitpunkt ihrer Zerstörung nicht immer leer. Die Drangsalierung und Vertreibung der Mitbürger jüdischen Glaubens, ihr Schicksal vor und nach 1938 bleibt in Barths Tagebuch mit der Äußerung „was heute vor sich geht“ seltsam und nebulös.

Wir setzen voraus und entnehmen es dem Schluss des Tagebuchs, dass Emil Barth wie viele Deutsche keine genaueren Einzelheiten über die Ungeheuerlichkeit der Vernichtung im Osten wusste. Andererseits waren die überall plakatierten Hetzkampagnen gegen die Juden zu sehen. Ernst Jünger berichtet: „Unter den Dingen“, die ihm jemand „erzählte, war besonders die Schilderung einer Erschießung von Juden schauerlich. Übrigens sollen diese Erschießungen“, so ergänzt er, „nicht mehr stattfinden, da man zur Vergasung der Opfer übergegangen ist.“ (21.4.1943) Die Tötungsmaschinerie durch Vergasung besitzt offensichtlich keine „Ästhetik des Schreckens“, erscheint noch nicht einmal schauerlich, sondern, vorsichtig gesagt, irgendwie sinnvoll, während Auschwitz in Klemperers Notizen als das bezeichnet wird, was es war: „ein schnell arbeitendes Schlachthaus“ (Oktober 1942).

Dass die Erinnerung, wie es Hans Blumenberg einmal formuliert hat, „eine unvergleichliche Macht des Widerstands gegen das Nichts“ sein kann, belegt Barths *Lemuria* auf eindrucksvolle Weise und ist im Gegensatz zum zeitkonformen Tagebuch manch anderer Schriftsteller (siehe Rolfs Bongs: *Harte herrliche Straße nach Westen*, Berlin 1942) ein wichtiges literarisches Dokument.

1928 gibt Emil Barth sein literarisches Debüt mit einem schmalen Gedichtband, welcher von Leben und Tod seiner Mutter handelt. Dreißig Jahre später schreibt er, erst 58 Jahre alt, auf dem Sterbebett, seine besten Gedichte. Zunächst sind seine Gedichte konventionellen Formen verpflichtet, haben besonders Rilke zum Vorbild, während sich die Tendenz in den lebensbedrohlichen Jahren der nationalsozialistischen Terrorherrschaft, die er in seinem Tagebuch *Lemuria* schildert, weiter verstärkt. Aus der allgemeinen Bezeichnung „Gedichte“ werden in diesen Jahren „Sonette“ und „Hymnen“. Sie geben den letzten geistigen Halt in einer Welt des „totalen Krieges“, wo der Bombenterror nicht nur die eigene Bibliothek vernichtet, sondern darüber hinaus „die Ruinenwüsten unserer Städte zu Landschaften eines Totenreichs macht.“

Die virtuose und abgewelkte Reimkunst des Klassizismus überwindet Emil Barth erst Jahre nach dem Krieg, in wenigen zwar, dafür aber so auffallend

gelungenen Gedichten. Er nimmt von daher neue Stimmen wahr wie die Ernst Meisters: „Noch ist er so gut wie unbekannt, aber er wird es nicht lange bleiben.“

Paradigmatisch für Barths neue Weise lyrischen Sprechens ist das Gedicht „Mohn“, das zwischen 1954 und 1956 entstand. Seine Genese vom geplanten „strengen Reimgedicht“ (Barth, 2.11.55), also vom konventionell metrisch gebundenen Entwurf zum freischwingenden Versgebilde veranschaulichen Notizen aus dem Nachlass. Die ersten beiden Verse sollten noch „Zungenrede aller Lust der Welt, / Botschaft, leiser als wenn Seide fällt,“ heißen.

„Zungenrede“, schon das erste Wort des Gedichtes, verweist auf ein doppeltes, nämlich einmal auf die Glossolie, die geistbegabte Rede urchristlicher Ekstatiker, zum anderen lässt es an das Zwiegespräch der Zungen, mithin an ein erotisch-sexuelles Erlebnis denken. Dass letzteres eine geradezu konstitutive Bedeutung innehat, wird aus dem Zusammenhang der ersten Zeile deutlich: „Zungenrede aller Lust der Welt“. Die Ergänzung „aller Lust der Welt“ lässt Nietzsches „Zarathustra“ anklingen, wo es heißt: „Doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit!“

Bei Nietzsche will die „Lust“, durch keine Transzendenz eingeschränkt oder aufgehoben, ewig wiederkehren. Gedankenstrich und Doppelpunkt lenken den Blick auf diesen in ihrer Metaphorik offenzulegenden Sachverhalt. Das lyrische Ich hört nämlich von Tag zu Tag mehr diese Botschaft, kann sich ihr immer weniger entziehen. Die rot leuchtenden Blüten des Mohns – ihr Fleisch, ihr Karnat – werden unweigerlich abfallen. Ihr glühendes Rot, ihr schöner Anblick müssen der wesenhaften Bestimmung weichen, die Celan – schon vor Barth – als „Mohn des Vergessens“ bezeichnet hat und die hier auch so genannt wird. Die Flammen ähnelnden Blütenblätter, das hier angedeutete Feuer in seinem Glühen und Verglühen, geben behutsam den Blick auf das Resultat des Geschehens frei, den vom späten Rilke so bezeichneten „Urnen-Mohn“. Dieser wiederum enthält den sogenannten Liebesmohn, welcher das mit der Lust identische Gefühl eines rauschhaften Vergessens erzeugt. Für Barth sind Werden und Vergehen, Leben und Tod, ‚ewige‘ „Lust“ und ‚ewiger‘ „Schlaf“ keine grausamen Gegensätze.

Als Rechtsnachfolgerin des Autors lernte ich seine Nichte Karin Dosch kennen und schätzen. Seit dem ersten Besuch in Mainz hat sie den Rimbaud Verlag durch uneigennütziges Korrekturlesen unterstützt.

In jährlichen Abständen versuche ich durch öffentliche Lesungen an das Werk meiner Autoren zu erinnern, so auch in Haan, dem Geburtsort Emil Barths. Anfang der 1990er Jahre sprach mich jemand auf die Veröffentlichungsmöglichkeit eigener Texte mit entsprechenden Fotografien an. Ich nahm die Unterlagen zur Prüfung mit, musste aber leider absagen. Den

Hass verschmähter Autoren bekommt man in der Regel nur aus großer Entfernung mit. Hier wollte es aber der Zufall, dass dieser Autor, der Axel Gellhaus (1950-2013) hieß, einige Jahre später Lehrstuhlinhaber für neuere deutsche Literaturwissenschaft an der RWTH Aachen wurde. Über den Ernst-Meister-Nachlass standen wir nun plötzlich in Kontakt. Dabei bestätigte sich zusehends, was Friedrich Nietzsche einmal schrieb, dass der „Gelehrte einen gewissen natürlichen Hass gegen den fruchtbaren Menschen hat.“ (Vgl. Bernhard Albers: „Aus Redaktion und Irrenhaus“ oder Prof. Dr. Axel Gellhaus und der Ernst Meister Nachlass, in: *Ernst Meister Jahrbuch* 1999) Als verantwortlicher Herausgeber einer textkritischen Ausgabe der Gedichte Ernst Meisters setzte er alles daran, dass weder Impressum noch Apparat einen Hinweis auf die Einzelbände Ernst Meisters im Rimbaud Verlag enthalten. Dass er dazu einen Verlag fand, der dieses unseriöse Spiel mitmachte, wirft wieder einmal kein gutes Licht auf den Literaturbetrieb. Weitere Details sind hier unnötig.

*

4.1.1956

Lieber Herr Honig,

(...) sodann möchte ich Sie noch im Zusammenhang mit den von Ihnen geplanten Lesungen von Dichtern aus dem rheinisch-westfälischen Raum auf einen Autor aufmerksam machen, den Sie – falls das nicht schon geschehen ist – unbedingt hinzuziehen sollten. Es ist Ernst Meister, Hagen-Haspe i. W. Berliner Straße 74a. Ich bin schon vor längerem durch eine Manuskriptsendung auf ihn aufmerksam geworden und erhielt kürzlich ein kleines Bändchen einer Gedichtauswahl *Dem Spiegelkabinett gegenüber* (Verlag Eremiten-Presse, Stierstadt i. T.), das meinen damaligen Eindruck von einer sehr persönlichen und starken Begabung bestätigt. Sehen Sie sich doch die Sachen einmal an, Sie werden mir zweifellos zustimmen. Noch ist er so gut wie unbekannt, aber er wird es nicht lange bleiben. Sie klagten ja darüber, dass man Ihnen vorwerfe, „immer dieselben Namen“ zu bringen, wohl oder übel (als ob dergleichen wie Monatsrosen blühe!), und so werden Sie sich – falls Sie ihn nicht doch schon ausfindig gemacht haben – mit mir darüber freuen, dass hier endlich einmal wieder ein Zuwachs, und zwar ein durchaus unprovinzieller, zu sehen ist.

Mit herzlichen Grüßen Ihr Emil Barth

Emil Barth im Rimbaud Verlag

- *Das verlorene Haus. Prosa*
- *Der Wandelstern. Roman*
- *Enkel des Odysseus. Prosa*
- *Georg Trakl. Essay*
- *Lemuria. Aufzeichnungen 1943-45*
- *Tigermuschel. Gedichte*
- *Mohn. Gedichte*
- *Im Morgenlicht meiner Augen. Gedichte*